

HEYNE <

Michel Bergmann

**DER RABBI UND DER
KOMMISSAR:
DU SOLLST NICHT
LÜGEN**

Kriminalroman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe 08/2025
Copyright © 2025 by Michel Bergmann
Copyright © 2025 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Joscha Faralisch
Umschlaggestaltung und – motiv: Eisele Grafik Design,
unter Verwendung von Motiven von AdobeStock
(stepangil, DesignLands)
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-42973-4

www.heyne.de

Für Mimi

1

Zoe ist ungehalten.

»Wie stellst du dir das vor, hm? Du hast mir versprochen, dich nicht einzumischen.«

Sie schaut zu Henry, der auf seinem Brötchen kaut und seine Kaffeetasse hochnimmt. Er ist nicht überrascht. Diesen Vorwurf kennt er schon lange. Er weiß sogar, was als Nächstes kommt: Dafür bin ich aus New York hergekommen? Dass du keine Zeit für mich hast?

»Henry! Ich rede mit dir.«

»Darling.« Der Rabbi setzt seine Tasse ab und spricht ruhig, um die Situation nicht eskalieren zu lassen. »Ich hatte Berking lediglich gebeten, mich auf dem Laufenden zu halten. Schließlich ist heute Nacht ein Lokal abgefackelt worden. Und zwar ein jüdisches. Das hat eine andere Dimension, wenn du weißt, was ich meine. Ich fühle mich allein schon den Eigentümern gegenüber verpflichtet, mich zu kümmern.«

»Du bist der Rabbiner, verdammt, und kein *private eye*, wie sagt man?«

»Privatdetektiv. Ja, du hast recht, aber es beschäftigt mich eben.«

»Ach, es beschäftigt dich! Und was ist mit mir? Ich komme extra aus New York, um bei dir zu sein und du hast wieder mal einen Fall!«

Er lächelt. »Nein, diesmal ganz bestimmt nicht. Ich treffe mich nur kurz mit Berking und bin in einer Stunde wieder hier, versprochen.«

»*It's Sunday!*«

»So ist es, mein Schatz. Und deshalb machen wir später was ganz Tolles. Was du willst.«

»Ich wollte ins Museum.«

»Genau. Da gehen wir hin.«

Sie schaut ihn skeptisch an, dann muss sie lächeln. Er erhebt sich, gibt ihr ein Küsschen auf die Stirn und geht los.

»Love you«, ruft er im Gehen.

»*Liar*«, ruft sie ihm hinterher.

Rabbiner Henry Silberbaum ist ein leidenschaftlicher Rennradfahrer. Mit seinem alten Lederhelm auf dem Kopf und seiner eng anliegenden Brille, rast er durch die sonntäglich ruhigen Straßen des Frankfurter Westends. Er kommt an der Synagoge vorbei, grüßt einen der Polizisten. Eine Minute später ist er auf der Bockenheimer Landstraße und braust in hohem Tempo, den Kopf über dem Lenker, in Richtung Opernplatz.

Hauptkommissar Robert Berking, Lederjacke, Dreitagebart und übernächtigt, sitzt bei einem frühen Bier in der Sonne und hat sein Eintracht-Basecap ins Gesicht ge-

zogen, als der Rabbi auf das Straßencafé an der Alten Oper zurast und dann jäh bremst.

Er steigt ab, lehnt sein Rad an einen Stuhl, nimmt Helm und Brille ab. Seine Kippa kommt zum Vorschein. Er lässt sich in den Stuhl neben Berking fallen.

»Grüß dich, Robert«, sagt er außer Atem.

»Tag, Henry«, hört man den Kommissar.

»Ein Wasser mit Strohalm?«, fragt er dann.

»Aber immer«, meint der Rabbi, und Berking winkt dem Kellner.

»Max! Ein Herrengedeck für den Herrn Rabbiner!«

Der Kellner geht grinsend nach hinten ins Lokal.

»Bist du sicher, dass es kein Unfall war?«, fragt Henry.

»Ja, ziemlich. Und wie du mitbekommen hast, haben wir bereits einen Verdächtigen.«

»Und«, fragt der Rabbi leicht amüsiert, »hat dieser ›Verdächtige‹, dieser ...«

»Wernicke. Finn Wernicke.«

»... hat er gestanden?«

»Nein«, knurrt Berking zerknirscht.

»Kann er auch nicht«, sagt Henry. »Weil er's nicht war.«

»Das sagtest du bereits letzte Nacht. Mann, er wurde eine Stunde vorher in der Nähe des Shuk gesehen.«

»So what? Es waren sicher viele Leute in der Nähe um die Zeit.«

Der Kellner kommt mit dem Wasser und stellt es vor Henry ab.

»Herr Rabbiner«, sagt er ironisch, »zum Wohl.«

»Danke, Herr Max.«

Der Kellner geht, Henry nimmt sein Wasserglas hoch, und Berking fährt fort: »Wieso bist du dir so sicher?«

»Dieser Wernicke ist kein angenehmer Zeitgenosse, okay. Im Gegenteil. Er ist ein tätowierter, adipöser Freak.

Ein Pöbler, ja, ein Antisemit, der die Dorans in der Vergangenheit immer wieder bedroht hat. Aber er zündet kein Restaurant an und riskiert dabei Menschenleben. Dazu ist er zu feige. Ein Maulheld.«

»Und wenn er nicht allein war? Hältst du das für unmöglich?«

»Unmöglich ist nichts«, meint der Rabbi und trinkt einen Schluck Wasser, um dann fortzufahren: »Aber der Brandanschlag, wenn es denn einer war, erscheint mir zu professionell, zumal man offensichtlich ein Menschenleben in Kauf genommen hat. Weiß man inzwischen, wer der Tote ist?«

Der Kommissar zückt seinen Notizblock.

»Sein Name ist Patrice Sankara. Er ist achtundzwanzig Jahre alt und kommt aus Burkina Faso. Ein anerkannter politischer Flüchtling. Es liegt nichts gegen ihn vor. Laut Aussage der Dorans begann er vor zwei Jahren als Küchenhilfe und ist inzwischen so was wie ein Hilfskoch. Sie haben nur positiv von ihm gesprochen. Er sei sehr zuverlässig und vertrauenswürdig. Er hat den Schlüssel zum Hinterausgang des Lokals und bleibt stets länger, um die Küche in Ordnung zu bringen. So auch vergangene Nacht.«

»Was sagt die Spurensicherung?«

»Die Kollegen sind noch dabei. Ein Brand ist immer eine komplizierte Sache«, erklärt Berking. Nach einer Pause fügt er hinzu: »Ich wollte dich bitten, dich um die Dorans zu kümmern. Noch heute. Die sind total fertig. Unsere Psychologen sind meiner Meinung nach in diesem Fall nicht so geeignet. Du bist ihr Rabbiner ...«

»Robert! Hallo? Ich habe Zoe zu Besuch. Sie grummelt jetzt schon. Wir wollen heute ins Jüdische Museum. Was meinst du, was die mir erzählt, wenn ich ihr sage: Darling, nicht böse sein, aber ich muss zu den Dorans, Händchen halten.«

»Okay, dann ruf sie wenigstens an.«

»Mach ich.«

Ein Besuch im Jüdischen Museum ist für den Rabbi jedes Mal mit großer Freude verbunden. Erstens beeindruckt ihn die gelungene Architektur immer wieder aufs Neue, und zweitens gibt es stets interessante Ausstellungen oder Veranstaltungen – egal, wann man kommt.

Heute ist eine Ausstellung zu sehen, die sich mit dem Thema Rache im jüdischen Kontext befasst. Sie präsentiert verschiedene Formen der Selbstermächtigung von Jüdinnen und Juden in Reaktion auf die Erfahrung von Diskriminierung und Gewalt. Sie beginnt mit einem Requisit aus Quentin Tarantinos Film *Inglorious Basterds*, dem Baseball-Schläger, und endet mit einer Videoinstallation zu Rachedarstellungen in der Popkultur.

Neben biblischen Figuren geht der Rundgang sowohl auf rabbinische Schriften als auch auf jüdenfeindliche Verschwörungsmythen ein.

Zoe trägt ein auffälliges Kleid, das perfekt zu ihren roten Haaren passt. Sie und Henry schlendern Hand in Hand durch einen Raum, an dem an einer Wand der Schriftzug AUGES UM AUGES – ZAHN UM ZAHN zu lesen ist.

»Dieser Satz war für die Juden, wie sagt man, *disastrous*«, sagt Zoe.

»Verhängnisvoll. Allerdings«, gibt ihr Henry recht, »im Mittelalter diente dieser Satz der Kirche als Beweis für die angebliche Rachsucht der Juden. Dabei verweist er auf Gerechtigkeit, auf Verhältnismäßigkeit. Der Täter muss verstehen, bereuen. Das Opfer muss die Machtlosigkeit überwinden«.

Sie lächelt.

In der Museumsbuchhandlung wird der Rabbi herzlich von der freundlichen Verkäuferin begrüßt, während Zoe bereits zu stöbern beginnt. Es ist schwer, sie von Büchern loszueisen.

»Ist das Ihre Braut?«, flüstert die Frau dem Rabbi zu.

»Möglicherweise«, meint er dann sybillinisch.

»Das ist gut«, sagt die Frau. »Ein Rabbiner sollte verheiratet sein.«

Der Rabbi lächelt, geht zu Zoe und legt ihr die Hand um die Taille.

»Hast du gehört? Ein Rabbiner sollte verheiratet sein.«

»Sag ihr, du bist schon mit Kommissar Berking verheiratet!«

»*Very funny.*«

Sein Telefon klingelt. Er schaut auf die Nummer, nimmt das Gespräch an.

»Ja?«

»Hier ist Nissim Doran. Herr Rabbiner?«

»Ja.«

Der Rabbi flüstert Zoe zu: »Der Restaurantbesitzer.«

Dann spricht er wieder ins Telefon.

»Nissim, wie kann ich helfen?«

»Sie müssen heute noch vorbeikommen. Ich kann meine Frau nicht mehr beruhigen.«

»Unmöglich. Ich komme morgen gegen Abend.«

»Das ist zu spät. Bitte. Kommen Sie jetzt.«

Der Rabbi schaut zu Zoe, dann zuckt er mit den Schultern.

»Okay. Aber nur kurz. Geben Sie mir die Adresse.«

Das Haus der Dorans liegt in einer ruhigen Wohngegend in Eschersheim, im Norden der Stadt. Es ist ein schmuckes Reihenhauses mit einem kleinen Vorgarten. Nissim Doran hat dem Rabbi die Tür geöffnet und führt ihn ins Wohnzimmer.

Chava Doran sitzt auf dem Sofa. Sie ist in Tränen aufgelöst. Hilflos nimmt Nissim neben ihr Platz. Der Rabbi setzt sich ihnen gegenüber und versucht die Frau zu beruhigen.

»Chava, Sie haben recht, ja, es ist schrecklich und wenn es ein Anschlag war, ist es noch schrecklicher, aber ...«

»Ich wollte hier nicht herkommen, in dieses Scheißland!«, ruft sie verzweifelt.

»In Israel war es besser?«, fragt ihr Mann.

Sie hört ihm gar nicht zu.

»Rabbi! Er hat mir versprochen, dass wir uns hier eine Existenz aufbauen. Wir haben unser ganzes Geld investiert in das Haus und ins Shuk. Und einen hohen Kredit aufgenommen noch dazu. Und jetzt ...?«

»Sie sind doch versichert, oder?«, fragt Henry.

»Ja natürlich«, meint Nissim, »aber die Versicherung hat uns die Scheiben schon nicht mehr bezahlt, nachdem sie dreimal eingeschmissen wurden. Wer weiß, was sie jetzt für Tricks finden?«

Wieder weint Frau Doran.

»Diese Nazis! Haben unsere Existenz zerstört. Hier hat sich nix geändert seit der Hitlerzeit. Ein mieses Pack. Die sind so geblieben, wie sie waren. Ich will zurück nach Israel.«

»Da kann Ihnen auch jeden Tag etwas passieren«, meint der Rabbi lakonisch. Dann: »Seien Sie nicht undankbar. Sie leben wenigstens. Im Gegensatz zu dem Koch aus Burkina Faso ...«

Nissim reagiert sofort: »Ein finer Mensch war das. Fleißig und freundlich ...«

»Patrice war so hilfsbereit.« Sie beginnt wieder zu weinen.

»Wissen Sie denn was Neues? Hat die Polizei etwas herausbekommen?«, will Nissim wissen.

»Nein, noch nicht. Das dauert. Aber war es denn üblich, dass Patrice länger blieb, allein?«

Der Wirt erklärt: »Er war meistens der Letzte im Lokal. Hat die Küche in Ordnung gebracht. Er hatte einen Schlüssel für die Hintertür zum Innenhof.«

»Was mich irritiert«, sagt Henry, »ist die Tatsache, dass er trotz des Feuers nicht geflohen ist. Er hätte doch ins Lokal laufen können, wenn die Hintertür durch das Feuer versperrt war. Und von dort die Feuerwehr rufen. Oder eine Scheibe einschlagen.«

»Das stimmt. Ich habe keine Ahnung, was passiert ist.« Nissim schaut zu seiner Frau, die sich offensichtlich inzwischen etwas beruhigt hat.

Der Rabbi erhebt sich, geht zu Frau Doran und nimmt sie in den Arm.

»Im *Talmud* steht: Nur wer stärker ist als die Prüfungen, ist stark genug für das Leben.«

Sie lächelt.

»Haben Sie vielen Dank.«

2

Das Schlafzimmer ist dunkel. Henry ist wach. Er starrt an die Decke. Ab und zu wischen die Lichter von Autoscheinwerfern durch den Raum. Henry erhebt sich leise und schlüpft aus dem Zimmer. Mit T-Shirt und Shorts bekleidet, geht er ins Wohnzimmer, macht die Stehlampe an, die im Erker steht, nimmt ein Buch aus dem Regal und setzt sich in seinen geliebten Eames-Sessel. Er schlägt das Buch auf. Es sind die Essays von Michel de Montaigne. Diese zeitlosen, klugen Texte liest Henry immer wieder gern. So manches Mal gaben sie ihm auch Trost. Oder sogar einen Hinweis.

Er hat kaum eine Seite gelesen, als plötzlich Zoe im Nachthemd hinter ihm steht und ihre Hände auf seine Schultern legt.

»Darling«, fragt sie leise, »was ist mit dir?«

»Ich kann nicht schlafen. Die Sache mit dem Brand geht mir nicht aus dem Kopf.«

»Magst du darüber reden?«

Der Rabbi ist erfreut, dass seine Freundin offenbar Interesse zeigt.

»Das Lokal der Dorans wird seit einiger Zeit bedroht. Teils verbal, teils aber auch durch Attacken. Mehrmals

wurden Scheiben eingeworfen. Ein gewalttätiger Neonazi, ein gewisser Finn Wernicke tut sich besonders hervor. Jetzt brennt die Küche, und ein Angestellter aus Burkina Faso kommt ums Leben. Ich habe die verkohlte Leiche gesehen. Der Mann lag an der Tür, so als wollte er sie noch erreichen. Furchtbar.«

»*What happened?*«, fragt Zoe.

»Das ist die Frage. Ein Unfall, Leichtsinn, Absicht, Mord?«

»Mord? Das ist wieder einmal typisch für dich, Henry.«

Der nächste Morgen. Ein Montag. Leicht übermüdet und in Gedanken schließt der Rabbi sein Rennrad am Zaun des Gemeindezentrums an, schnappt seine abgewetzte Aktentasche und macht sich auf den Weg zum Eingang. Dort steht wie immer Ilan, der israelische Security-Mann.

»Schalom, Rabbi, wie geht's denn so?«

Henry bleibt stehen. Mit seinen fast ein Meter neunzig überragt er den kleinen, viereckigen Mann.

»Schalom. Das Leben wird nicht leichter, Ilan«, sagt er dann.

»Haben Sie das gehört? Das Shuk ist abgebrannt. Es soll angeblich ein Unfall gewesen sein.«

Er zieht den Winkel seines Auges hinunter, um zu signalisieren: Wer's glaubt wird selig.

»Ja, ich hab's mitbekommen.« Damit geht der Rabbi ins Haus.

Bereits auf der Treppe kommt ihm Gemeindedirektor Dr. Avram Friedländer entgegen, sein innigster Feind.

»Schon gehört? Das Shuk wurde abgefackelt.«

Henry nickt und nimmt zwei Stufen auf einmal. Dabei ruft er Friedländer hinterher: »Sie wissen mehr als die Polizei. Danke. Ihnen auch einen schönen Tag.«

Eine Minute später betritt er das Vorzimmer zu seinem Büro, wo ihn eine aufgeregte Frau Kimmel erwartet. Die kleine, freche Sekretärin mit dem silbernen Kurzhaarschnitt legt gleich los: »Stellen Sie sich vor, das Shuk ist abgebrannt.«

Henry verzieht das Gesicht.

»Nein! Was Sie nicht sagen!«

»Klar«, meint sie dann fast beleidigt, »Sie wissen es schon.« Pause. »Aber wissen Sie denn auch, dass es ein Anschlag war?«

»Damit wäre ich vorsichtig. Die Polizei tappt noch im Dunkeln.«

»Deshalb sollte man dringend ...«

Er unterbricht.

»... dem Rabbi einen Espresso machen, meine Nacht war kurz.«

Sie lächelt hintergründig.

»Natürlich, Ihre amerikanische Freundin ist ja da. Verstehe.«

Der Rabbi überhört bewusst diese Spitze und sagt: »Frau Kimmel, einen Espresso bitte, sonst überlebe ich meine Schüler heute nicht.«

Schlagartig wird es still, als der Rabbi den Klassenraum betritt, in dem sich etwa zwanzig Schülerinnen und Schüler befinden.

»Schalom!«, ruft Henry und »Schalom, Herr Rabbiner!« schallt es zurück. Der Rabbi wirft seine Aktentasche auf den Schreibtisch und tritt vor die Klasse.

»Wo waren wir stehen geblieben?«

Eine Schülerin meldet sich.

»Ja, Ilana?«

»Wir haben über Elon Musk gesprochen.«

»Stimmt«, meint Henry, »über obszönen Reichtum. Was bedeutet Reichtum?«

Boris, ein ukrainischer Junge, meldet sich.

»Reichtum ist, wenn man sich kann alles kaufen, was man will.«

Henry spitzt die Lippen.

»So, meinst du? In *Pirkej Awot*, also den Schriften der Väter, gibt es eine leicht verständliche Aussage: Wer ist reich? Derjenige, der glücklich ist mit dem, was er hat. Davon ausgehend, kann man feststellen: Wenn man lernt zu schätzen, was man hat, ist man glücklich. Oder?«

»Die Menschen wollen aber immer mehr«, ruft einer.

»Das stimmt. Reichtum bedeutet nicht automatisch Glück und Erfüllung.«

Der Rabbi macht eine Pause und schaut auf seine Schüler, bevor er weiterspricht: »In diesem Sinne ist ein Mensch reich, wenn er sich an dem erfreut, was er hat. Zudem läuft er weniger Gefahr, hochmütig zu werden und anderen gegenüber überheblich zu handeln.«

Ein Mädchen meldet sich.

»Bitte, Rachel«.

»Heißt es nicht auch irgendwo, wer seinen Reichtum nicht mit anderen teilt, dem soll weder Ehre noch Respekt gezollt werden?«

»Sehr gut«, antwortet der Rabbi, »man hat dann sogar seine Aufgabe auf dieser Welt verfehlt. Schließlich kann man sich durch die *Mizwa* spirituellen Reichtum verdienen.«

»Das sollte Musk auch wissen!«, ruft ein Junge.

Alle lachen.

Der Rabbi schmunzelt, geht zu seinem Schreibtisch, setzt sich auf die Kante und sagt: »Man könnte sich den richtigen Umgang mit Reichtum auch so vorstellen, dass man zur richtigen Zeit am richtigen Ort reich geboren wurde und diese Mittel auch verwendet, um anderen zu helfen. Das bewegt den Blick weg vom *Ich* zum *Wir* und zur Gesellschaft. Und somit weg vom Egoismus zu mehr Verantwortung.«

Felix Heumacher, ein besserwisserischer Nerd mit Brille, meldet sich.

»Felix!«

»Ich finde, reich zu sein ist weitaus besser, als arm zu sein.«

Die Kinder lachen.

Der Rabbi geht nach vorn.

»Gut beobachtet, Felix, aber in Zeiten materiellen Reichtums, ja, Überflusses, ist es nicht immer leicht, genügsam zu sein. Doch braucht man wirklich immer

mehr materielle Güter zum echten Glück? Und wie schafft man es, glücklich zu sein mit dem, was man schon hat? Man könnte beispielsweise beginnen, sich in *Hakarat hatov*, in Dankbarkeit, zu üben und jeden Tag nach etwas zu suchen, wofür man dankbar sein kann. Denn oft sind es die vermeintlich kleinen Dinge, die mit keinem Geld der Welt zu kaufen sind, die uns wirklich glücklich machen – wir müssen sie nur bemerken.«

Die Kinder klopfen auf die Tische.

Das russische Restaurant im Erdgeschoss des jüdischen Gemeindezentrums dient um die Mittagszeit den Angestellten als Kantine. Der immer schlecht gelaunte Wirt stellt den Leuten lieblos die gefüllten Teller vor die Nase und knallt das Besteck daneben. So macht er es auch mit dem Rabbi, der sich artig bedankt: »Ihre Gastfreundschaft ist immer wieder überwältigend, Herr Abramowitsch. Zwingt man Sie eigentlich, dieses Lokal zu betreiben?«

Der Wirt sagt daraufhin: »*Rebbe*, ich verdiene nicht keinen Cent, verdiene ich nicht an das Essen. Da soll ich sein lustig? Der Friedländer ist doch ein Geizer, ein *Chapper*, ist er doch. *Oj*, da kommt er schon. Wenn man redet vom Teufel ...«

Im Hintergrund taucht der Gemeindedirektor auf und steuert direkt auf Henrys Tisch zu. Der Wirt fragt: »Was essen, Herr Doktor?«

»Um Himmels willen! Nein, wollte nur kurz mit dem Rabbiner sprechen.«

Abramowitsch geht gekränkt ab, während sich Friedländer konspirativ neben Henry setzt und seinen Stuhl noch näher an ihn heranzieht.

»Sie waren bei den Dorans!«

»Ja, in der Tat. Ich bin auch für die Seelsorge zuständig, falls Ihnen das entgangen sein sollte, und die Leute sind total von der Rolle. Ihre gesamte Existenz ist zerstört. Ich habe versucht, sie zu beruhigen.«

Der Direktor grinst diabolisch.

»Nein, mein Lieber, Sie interessieren sich für diesen *Fall*. Sie möchten herausfinden, was sich da abgespielt hat, aber ich warne Sie: Wenn Sie sich in diese Sache einmischen, sind wir geschiedene Leute, dann sind Sie gefeuert. Ich habe Ihr Detektivspielen satt. Ist das angekommen?«

Der Rabbi lächelt seinen Chef unschuldig an und sagt: »Mein Essen wird kalt.«

Friedländer springt auf und zeigt mit dem Finger auf Henry. »Ich habe Sie gewarnt!«

Der Rabbi lakonisch: »Mahlzeit.«

Sein Chef dampft verärgert ab.

Kaum hat der Rabbi angefangen, sein inzwischen lauwarmes Mittagsmahl zu essen, wird er wieder gestört. Esther Simon, die attraktive Leiterin des Jüdischen Seniorenheims, setzt sich ungefragt zu ihm.

»Hi, Henry. Wie geht es dir? Lange nicht gesehen.«

Der Rabbi lächelt sie an.

»Schalom, Esther, ich habe zurzeit viel um die Ohren.«

»Das kann ich mir denken«, sagt sie süffisant. »Das Fräulein Braut aus New York, gell?«

Henry lässt sich nicht verunsichern. »Das auch, aber mein Kollege Aronsohn ist im Krankenhaus, Lungenentzündung, und ich muss seinen Dienst mit übernehmen.«

»Da wird Zoe nicht glücklich sein.«

»Das stimmt«, sagt der Rabbi lächelnd. »Du weißt ja, wie die Frauen sind.«